Newsletter

Ausgabe 7 Dezember 2011

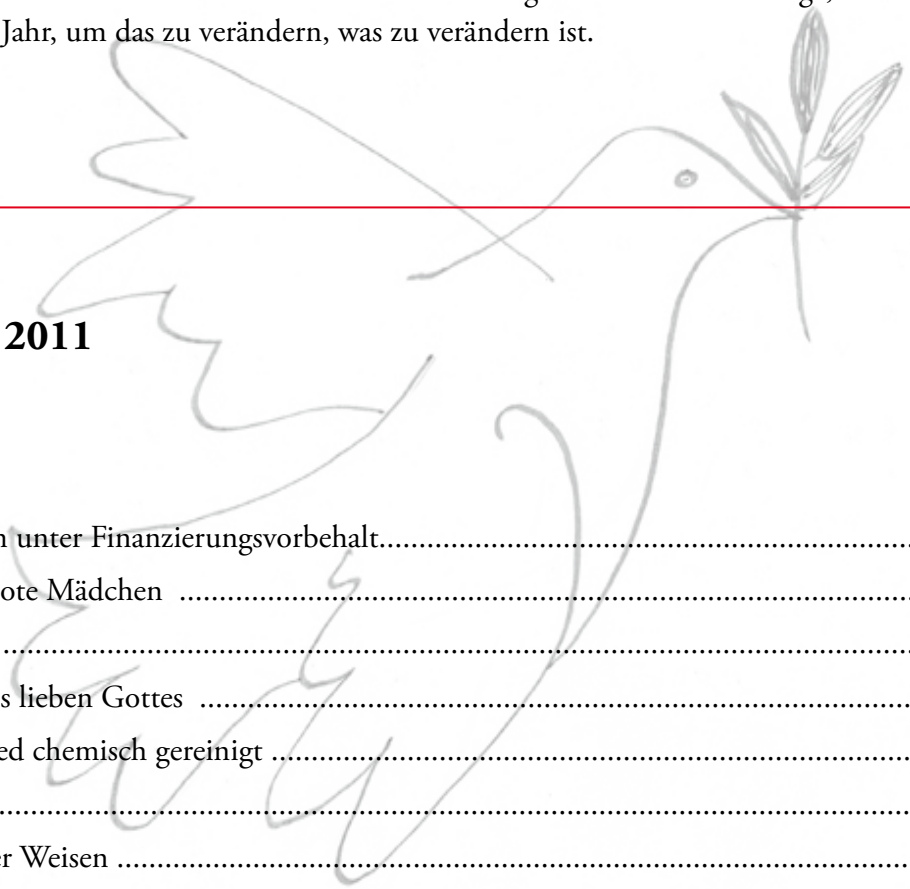
Agnes Alpers Aktuell

Liebe LeserInnen,

zum Jahresabschluss übersenden wir Ihnen/euch heute unseren Weihnachtsnewsletter.
Unser Team hat hierfür Texte, Lieder und Gedichte – ein wenig anders als traditionell – herausgesucht.
Wir bedanken uns bei Barbara Matuschewski für ihren Gastbeitrag und bei Wolfgang Jantzen für die Übersetzung des Gedichtes: Der langsame Tod.

Viel Spaß beim Lesen – und hoffentlich auch eine gute Idee, um den Newsletter an FreundInnen, KollegInnen und andere Interessierte weiterzuleiten. Wir wünschen allen ruhige und besinnliche Tage, Gesundheit und viel Kraft für das Neue Jahr, um das zu verändern, was zu verändern ist.

Ihre Agnes Alpers



Weihnachtsausgabe 2011

Inhalt:

Florian Grams: Weihnachten unter Finanzierungsvorbehalt 2
Nazim Hikmet: Das kleine tote Mädchen 4
Jutta Richter: Weihnachten 5
Bertolt Brecht: Das Paket des lieben Gottes 6
Erich Kästner: Weihnachtslied chemisch gereinigt 8
Kurt Tucholsky: Einkäufe 9
O. Henry: Das Geschenk der Weisen 10
Hans-Christian Andersen: Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern 15
Das Ausschwitz Kinderlied 17
Erich Kästner: Fantasie von Übermorgen 18
Martha Medeiros: Der langsame Tod 19
Rezepte zu Weihnachten 22
Hinweis zu den bisherigen Newsletterausgaben 23
Impressum 24

Weihnachten unter Finanzierungsvorbehalt *(von Florian Grams)*

Kürzlich fragte mich im Zug ein Junge, warum wir Weihnachten feiern. Mich überraschte die Frage und doch versuchte ich zu antworten. So berichtete ich davon, dass die Bibel von der Geburt des Christkindes erzählt, gab aber auch zu bedenken, dass die Menschen um diese Zeit im Jahr schon sehr viel länger die Wintersonnenwende feiern. Man könne also – erklärte ich – entweder feiern, dass Jesus geboren sei oder dass die Tage nun endlich wieder länger werden. Wir beendeten das Gespräch und der Junge war mit meiner Auskunft leidlich zufrieden. Ich war mir später jedoch unsicher, ob ich die mir gestellte Frage überhaupt nur im Ansatz beantwortet habe. Ich dachte noch lange nach und selbst im Bett ging mir die Frage des Jungen nicht aus dem Kopf.

Im Traum sah ich den Weihnachtsmann, der mit seinem Schlitten, wie jedes Jahr, über den Himmel raste, um die Geschenke zu den Menschen zu bringen. Wie jedes Jahr ärgerte er sich über den Rummel, der um seine Person gemacht wurde und wunderte sich darüber, womit die Menschen all die Dinge kaufen sollten, die in den reich geschmückten Schaufenstern lagen. Gleichzeitig sah er Häuser voller Luxus und Überfluss und Wohnungen, in denen oft das Nötigste fehlte. Es war dieser Widerspruch, der den Weihnachtsmann immer wieder erboste. Schlechtgelaunt und lustlos versah er seine Arbeit.

Als der Weihnachtsmann in einer Wohngegend, in der vor allem Menschen mit schmalem Geldbeutel lebten, die kleinen aber oft liebevollen Gaben verteilte, passierte ihm ein Missgeschick: Er hatte sich gerade durch einen schmalen Lüftungsschacht (die bequemen Kaminschornsteine wurden immer seltener) in eine Wohnung gezwängt, als er auf dem Wohnzimmersofa eine traurige junge Frau sitzen sah. Der Weihnachtsmann saß in der Falle: Durch den Lüftungsschacht kam er nicht mehr zurück und auch die Frau sollte ihn eigentlich nicht sehen. Was war zu tun? Kurzentschlossen trat der Weihnachtsmann vor die Frau und sprach: „Ho, ho, ho – ich bin der Weihnachtsmann und ich kann dir sagen: Es weihnachtet sehr.“ Verwundert blickte die Frau ins Gesicht des Weihnachtsmannes und antwortete: „Gar nichts weihnachtet hier!“

Der Weihnachtsmann verteidigte seine Aussage und berichtete von den vielen Tannenzweigen, dem Kunstschnee und den Spielsachen in den Auslagen der Geschäfte. Das sei wohl richtig, entgegnete die Frau, doch habe sie ihre Tochter bereits im Sommer im Fußballverein angemeldet, weil die Regierung erklärt hatte, dass alle Kinder die Möglichkeit haben sollten, Sport zu treiben und ein Instrument zu lernen. Nun brauche ihre Tochter aber noch ein Trikot, Fußballschuhe und immer wieder fielen Kosten für die Fahrten zu den Spielen an. Deshalb fehle jetzt das Geld für Tannenbaum, Apfel, Nuss und Mandelkern.

Nun schaute auch der Weihnachtsmann traurig aus seinem roten Mantel und er fragte sich, ob er hier helfen könne. Gerne hätte er ein Geschenk für ein Kind aus dem Villenviertel in dieser Wohnung zurückgelassen. Doch er wusste auch, dass damit kein Problem gelöst wäre, denn der Mutter würde immer Januar trotzdem wieder das Geld für das Notwendige fehlen. Hier brauchte es eine richtige Lösung. Der Weihnachtsmann war ratlos.

Ich erwachte aus meinem Traum und wusste: Es war alles richtig gewesen, was ich dem Jungen im Zug erzählt hatte. Aber: Es ist gar nicht so wichtig, warum wir feiern. Viel wichtiger ist, dass alle Menschen feiern können, wie sie wollen. Dabei geht es nicht um Geld. Wenn aber die Sorgen der Menschen ihnen die Lust am Feiern vertreiben, verliert jedes Fest seinen Sinn. Dass die Menschen feiern können, dürfen wir deshalb nicht höheren Gewalten überlassen. Es ist eine Aufgabe für das ganze Jahr.

Hiroshima, seit meiner Schulzeit ein Sinnbild des Wahnsinns von Atomkraft. Die kalten Tage in Brokdorf in den 70 -zigern und heute - nach Fukushima endlich der Ende des Wahnsinns, zumindest in der Bundesrepublik Deutschland? Ich bin skeptisch, denn die Profitinteressen der Atomlobby sind nicht abgeschafft - und nach den nächsten Wahlen kann aus2020 schnell 2030, 2040 werden....

Deshalb haben wir als Linke einen Antrag eingebracht, die Abschaffung der Atomkraft ins Grundgesetz aufzunehme, damit genau dies nicht passiert. Doch alle anderen Fraktionen haben dies abgelehnt.

Agnes Alpers

Das kleine tote Mädchen

Ich klopf an deiner Türe an,
- Bei wieviel Türen ich schon war! -
Wenn mich auch keiner sehen kann;
Denn die Toten sind unsichtbar.

Ich lebte in Hiroshima
Das ist zehn Jahre her
Jetzt bleib ich für immer sieben Jahr‘
Tote Kinder wachsen nicht mehr

Zuerst fing das Feuer mein Haar,
dann sind mir die Augen verbrannt,
die Hände-,mein Blut ist verdampft.
Bis ich nun mehr Asche war.

Nichts Liebes mehr tun könnt ihr mir.
Nichts, nichts. Ihr müsst bedenken,
ein Kind ist verbrannt wie Papier.
Ihr könnt ihm nichts mehr schenken.

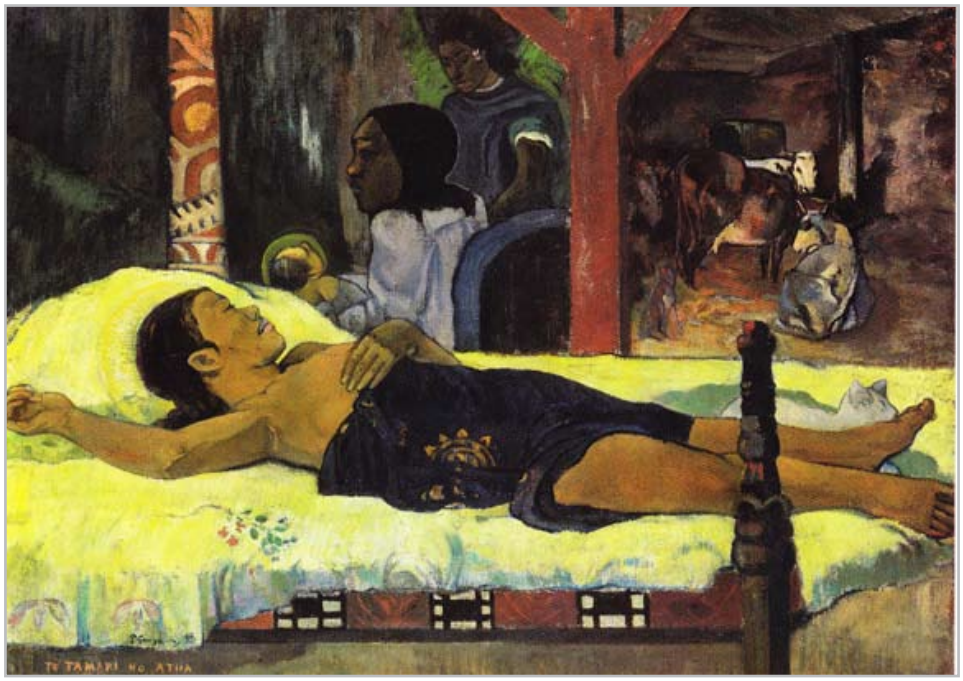
Leis‘ klopf ich an eure Türen
Gebt mir eure Unterschrift
Dass es nie mehr Kinder trifft,
dass nie mehr Kinder verbrennen,
und dass sie Bonbons essen können

(Nazim Hikmet)

Weihnachten

Weihnachten
Was würdest Du machen, wenn Weihnachten wär‘
Und keine Engel würden singen.
Es gäbe auch keine Geschenke mehr,
kein „Süsser die Glocken nie klingen“.
Im Fernsehen hätte der Nachrichtensprecher
Weihnachten glatt vergessen.
Und niemand auf der ganzen Welt
Würde Nürnberger Lebekuchen essen.
Die Nacht wäre kalt.
Dicke Schneeflocken fielen,
als hätt‘ sie der Himmel verloren.
Und irgendwo in Afghanistan
Würde ein Kind geboren.
In einem Stall, stell‘ Dir vor.
Die Eltern haben kein Haus,
Was glaubst Du, wie ginge es wohl dieses Mal
Eine solche Geschichte aus?

(Jutta Richter)



Paul Gauguin: Die Geburt Christi, 1896

Wie sich die Szenarien gleichen, es könnte heute geschrieben worden sein, denn es geht immer noch um Ungerechtigkeit, Parallelgesellschaften, um die, die „draußen" sind, (Nicht-) Teilhabe an gesellschaftlichem Leben, aber auch um Wahrheit und wahres Schenken, denn es gibt keinen, für den die Phantasie nicht das finden könnte, was ihn durch und durch beglückt.

Barbara Matuschewski

Das Paket des lieben Gottes *(von Bertolt Brecht)*

Nehmt eure Stühle und eure Teegläser mit hier hinter an den Ofen und vergesst den Rum nicht. Es ist gut, es warm zu haben, wen man von der Kälte erzählt. Manche Leute, vor allem eine gewisse Sorte Männer, die etwas gegen Sentimentalität hat, haben eine starke Aversion gegen Weihnachten. Aber zumindest ein Weihnachten in meinem Leben ist bei mir wirklich in bester Erinnerung. Das war der Weihnachtsabend 1908 in Chicago.

Ich war anfangs November nach Chicago gekommen, und man sagte mir sofort, als ich mich nach der allgemeinen Lage erkundigte, es würde der härteste Winter werden, den diese ohnehin genügend unangenehme Stadt zustande bringen könnte. Als ich fragte, wie es mit den Chancen für einen Kesselschmied stünde, sagte man mir, Kesselschmiede hätten keine Chance, und als ich eine halbwegs mögliche Schlafstelle suchte, war alles zu teuer für mich. Und das erfuhren in diesem Winter 1908 viele in Chicago, aus allen Berufen.

Und der Wind wehte scheußlich vom Michigan-See herüber durch den ganzen Dezember, und gegen Ende des Monats schlossen auch noch eine Reihe großer Fleischpackereien ihren Betrieb und waren eine ganze Flut von Arbeitslosen auf die kalten Straßen.

Wir trabten die ganzen Tage durch sämtliche Stadtviertel und suchten verzweifelt nach etwas Arbeit und waren froh, wenn wir am Abend in einem winzigen, mit erschöpften Leuten angefüllten Lokale im Schlachthofviertel unterkommen konnten. Dort hatten wir es wenigstens warm und konnten ruhig sitzen. Und wir saßen, so lange es irgend ging, mit einem Glas Whisky, und wir sparten alles den Tag über auf dieses eine Glas Whisky, in das noch Wärme, Lärm und Kameraden mit einbegriffen waren, all das, was es an Hoffnung für uns noch gab.

Dort saßen wir auch am Weihnachtsabend dieses Jahres, und das Lokal war noch überfüllter als gewöhnlich und der Whisky noch wässeriger und das Publikum noch verzweifelter. Es ist einleuchtend, dass weder das Publikum noch der Wirt in Feststimmung geraten, wenn das ganze Problem der Gäste darin besteht, mit einem Glas eine ganze Nacht auszureichen, und das ganze Problem des Wirtes, diejenigen hinauszubringen, die leere Gläser vor sich stehen hatten.

Aber gegen zehn Uhr kamen zwei, drei Burschen herein, die, der Teufel mochte wissen woher, ein paar Dollars in der Tasche hatten, und die luden, weil es doch eben Weihnachten war und Sentimentalität in der Luft lag, das ganze Publikum ein, ein paar Extragläser zu leeren. fünf Minuten darauf war das ganze Lokal nicht wiederzuerkennen.

Alle holten sich frischen Whisky (und passten nun ungeheuer genau darauf auf, dass ganz korrekt eingeschenkt wurde), die Tische wurden zusammengerückt, und ein verfroren aussehendes Mädchen wurde gebeten, einen Cakewalk zu tanzen, wobei sämtliche Festteilnehmer mit den Händen den Takt klatschten. Aber was soll ich sagen, der Teufel mochte seine schwarze Hand im Spiel haben, es kam keine reche Stimmung auf.

Ja, geradezu von Anfang an nahm die Veranstaltung einen direkt bösartigen Charakter an. ich denke, es war der Zwang, sich beschenken lassen zu müssen, der alle so aufreizte. Die Spender dieser Weihnachtsstimmung wurden nicht mit freundlichen Augen betrachtet. Schon nach den ersten Gläsern des gestifteten Whiskys wurde der Plan gefasst, eine regelrechte Weihnachtsbescherung, sozusagen ein Unternehmen größeren Stils, vorzunehmen.

Da ein Überfluss an Geschenkartikeln nicht vorhanden war, wollte man sich weniger an direkt wertvolle und mehr an solche Geschenke halten, die für die zu Beschenkenden passend waren und vielleicht sogar einen tieferen Sinn ergaben.

So schenkten wir dem Wirt einen Kübel mit schmutzigem Schneewasser von draußen, wo es davon gerade genug gab, damit er mit seinem alten Whisky noch ins neue Jahr hinein ausreichte. Dem Kellner schenkten wir eine alte, erbrochene Konservenbüchse, damit er wenigstens ein anständiges Servicestück hätte, und einem zum Lokal gehörigen Mädchen ein schartiges Taschenmesser, damit es wenigstens die Schicht Puder vom vergangenen Jahr abkratzen könnte.

Alle diese Geschenke wurden von den Anwesenden, vielleicht nur die Beschenkten ausgenommen, mit herausforderndem Beifall bedacht. Und dann kam der Hauptspaß.

Es war nämlich unter uns ein Mann, der musste einen schwachen Punkt haben. Er saß jeden Abend da, und Leute, die sich auf dergleichen verstanden, glaubten mit Sicherheit behaupten zu können, dass er, so gleichgültig er sich auch geben mochte, eine gewisse, unüberwindliche Scheu vor allem, was mit der Polizei zusammenhing, haben musste. Aber jeder Mensch konnte sehen, dass er in keiner guten Haut steckte.

Für diesen Mann dachten wir uns etwas ganz Besonderes aus. Aus einem alten Adressbuch rissen wir mit Erlaubnis des Wirtes drei Seiten aus, auf denen lauter Polizeiwachen standen, schlugen sie sorgfältig in eine Zeitung und überreichten das Paket unserem Mann.

Es trat eine große Stille ein, als wir es überreichten. Der Mann nahm zögernd das Paket in die Hand und sah uns mit einem etwas kalkigen Lächeln von unten herauf an. Ich merkte, wie er mit den Fingern das Paket anfühlte, um schon vor dem Öffnen festzustellen, was darin sein könnte. Aber dann machte er es rasch auf.

Und nun geschah etwas sehr merkwürdiges. Der Man nestelte eben an der Schnur, mit der das Geschenk“ verschnürt war, als sein Blick, scheinbar abwesend, auf das Zeitungsblatt fiel, in das die

interessanten Adreßbuchblätter geschlagen waren. Aber da war sein Blick schon nicht mehr abwesend. Sein ganzer dünner Körper (er war sehr lang) krümmte sich sozusagen um das Zeitungsblatt zusammen, er bückte sein Gesicht tief darauf herunter und las. Niemals, weder vor- noch nachher, habe ich je einen Menschen so lesen sehen. Er verschlang das, was er las, einfach. Und dann schaute er auf. Und wieder hatte ich niemals, weder vor- noch nachher, einen Mann so strahlend schauen sehen wir diesen Mann.

Da lese ich eben in der Zeitung“, sagte er mit einer verrosteten mühsam ruhigen Stimme, die in lächerlichem Gegensatz zu seinem strahlenden Gesicht stand, dass die ganze Sache einfach schon lang aufgeklärt ist. Jedermann in Ohio weiß, dass ich mit der ganzen Sache nicht das Geringste zu tun hatte.“ Und dann lachte er.

Und wir alle, die erstaunt dabei standen und etwas ganz anderes erwartet hatten und fast nur begriffen, dass der Mann unter irgendeiner Beschuldigung gestanden und inzwischen, wie er eben aus dem Zeitungsblatt erfahren hatte, rehabilitiert worden war, fingen plötzlich an, aus vollem Halse und fast aus dem Herzen mitzulachen, und dadurch kam ein großer Schwung in unsere Veranstaltung, die gewisse Bitterkeit war überhaupt vergessen, und es wurde ein ausgezeichnetes Weihnachten, das bis zum Morgen dauerte und alle befriedigte.

Und bei dieser allgemeinen Befriedigung spielte es natürlich gar keine Rolle mehr, daß dieses Zeitungsblatt nicht wir ausgesucht hatten, sondern Gott.

Weihnachtslied (chemisch gereinigt) *(Erich Kästner)*

Dieses Weihnachtslied wird zur Melodie von „Morgen, Kinder, wird’s was geben“ gesungen.“ Agnes Alpers

Morgen, Kinder, wird’s nichts geben!
Nur wer hat, kriegt noch geschenkt.
Mutter schenkte Euch das Leben.
Das genügt, wenn man’s bedenkt.
Einmal kommt auch eure Zeit.
Morgen ist’s noch nicht soweit.

Doch ihr dürft nicht traurig werden.
Reiche haben Armut gern.
Gänsebraten macht Beschwerden.
Puppen sind nicht mehr modern.
Morgen kommt der Weihnachtsmann.
Allerdings nur nebenan.

Lauft ein bisschen durch die Straßen!
Dort gibt’s Weihnachtsfest genug.
Christentum, vom Turm geblasen,
macht die kleinsten Kinder klug.
Kopf gut schütteln vor Gebrauch!
Ohne Christbaum geht es auch.

Tannengrün mit Osrambirnen –
Lernt drauf pfeifen! Werdet stolz!
Reißt die Bretter von den Stirnen,
denn im Ofen fehlt’s an Holz!
Stille Nacht und heil’ge Nacht –
Weint, wenn’s geht, nicht! Sondern lacht!

Morgen, Kinder, wird’s nichts geben!
Wer nichts kriegt, der kriegt Geduld!
Morgen, Kinder, lernt fürs Leben!
Gott ist nicht allein dran schuld.
Gottes Güte reicht so weit …
Ach, du liebe Weihnachtszeit!

Obwohl ich die Weihnachtstage genieße, mag ich mich diesem Fest nur satirisch nähern. Wie so oft finde ich mich dabei in den Versen von Tucholsky wieder. Dieses Gedicht kann als Kritik am vorweihnachtlichen Konsumrausch gelesen werden. Darüber hinaus unterbreitet Tucholsky aber auch sinnvolle Geschenkideen für dieses Land. Mir persönlich gefällt besonders die Vorstellung, eines objektiven Kriegsgerichts – auch und gerade weil das ein Widerspruch in sich ist. Ob man diesem Land aber ein neues gescheites Gesicht schenken kann, ist fraglich. Vielmehr werden wir gemeinsam und mit Geduld darum ringen müssen, dass dieses Land endlich ein wirklich menschliches und gescheites Antlitz erhält. Für diese notwendigen Auseinandersetzungen die Kraft zu sammeln, wünsche ich uns allen zwischen den Jahren ausreichend Zeit und Muße.

Florian Grams

Einkäufe

Was schenke ich dem kleinen Michel
zu diesem kalten Weihnachtsfest?
Den Kullerball? Den Sabberpichel?
Ein Gummikissen, das nicht näßt?
Ein kleines Seifensiederlicht?
Das hat er noch nicht. Das hat er noch nicht!

Wähl ich den Wiederaufbaukasten?
Schenk ich ihm noch mehr Schreibpapier?
Ein Ding mit schwarzweißroten Tasten;
ein patriotisches Klavier?
Ein objektives Kriegsgericht?
Das hat er noch nicht. Das hat er noch nicht!

Schenk ich den Nachttopf ihm auf Rollen?
Schenk ich ein Moratorium?
Ein Sparschwein, kugelig geschwollen?
Ein Puppenkrematorium?
Ein neues gescheites Reichsgericht?
Das hat er noch nicht. Das hat er noch nicht!

Ach, liebe Basen, Onkels, Tanten –
Schenkt ihr ihm was. Ich find es kaum.
Ihr seid die Fixen und Gewandten,
hängt ihrs ihm untern Tannenbaum.
Doch schenkt ihm keine Reaktion!
Die hat er schon. Die hat er schon!

Kurt Tucholsky

Wer von uns würde heute die einzige Kostbarkeit - die er besäße- verkaufen, um einer geliebten Person am Heiligabend (dem traditionellen Moment des Schenkens) nicht mit leeren Händen gegenübertreten zu müssen? In O. Henrys Weihnachtsgeschichte können es die beiden Protagonisten nicht ertragen, dass sie aufgrund ihrer misslichen finanziellen Lage keinen Penny für ein Geschenk übrig haben. Der Heiligabend nähert sich, und Jim und Della fassen - unabhängig von einander - einen folgenschweren Entschluss. Für mich ist dieses nach wie vor eine ergreifende Weihnachtsgeschichte, die die Kraft und Klarheit einer tiefen Liebe bezeugt.

Auch wenn die Geschenke am Ende „nutzlos" erscheinen, so sind sie nach der Einschätzung des Autors weitaus höher zu bewerten, als jene Gaben, die die drei Weisen im Stalle Bethlehems hinterlassen haben.

Rudolf Kossolapow

William Sydney Porter. amerikanischer Schriftsteller (1862-1910), wurde als Sohn eines Arztes geboren. Seit seinem 16. Lebensjahr war er in verschiedenen Anstellungen tätig (Verkäufer, Cowboy, Bankangestellter). Der Unterschlagung für schuldig befunden, flüchtete er nach Honduras, kam aber nach der Krankheit seiner Gattin wieder zurück und saß eine mehrjährige Haftstrafe im Staatsgefängnis von Ohio ab. Am 24. Juli 1901 wurde er entlassen, trat eine Stelle als Journalist der Houston Post an und gehörte bald zu den bestbezahlten Schriftstellern der USA. Sein Pseudonym „O. Henry" fand er 1899 in einem Arzneimittelhandbuch, als er sich im Staatsgefängnis von Ohio zum Apothekergehilfen weiterbildete. Quelle:Wikipedia

Das Geschenk der Weisen (von O. Henry)

Ein Dollar und siebenundachtzig Cent. Das war alles. Und sechzig Cent davon ja Pennies. Stück für Stück ersparte Pennies, wenn man hin und wieder den Kaufmann, Gemüsemann oder Fleischer beschwatzt hatte, bis einem die Wangen brannten im stillen Vorwurf der Knauserei, die solch ein Herumfeilschen mit sich brachte. Dreimal zählte Della nach. Ein Dollar und siebenundachtzig Cent. Und morgen war Weihnachten. Da blieb einem nichts anderes, als sich auf die schäbige kleine Chaise zu werfen und zu heulen. Das tat Della. Was zu der moralischen Betrachtung reizt, das Leben bestehe aus Schluchzen, Schniefen und Lächeln, vor allem aus Schniefen

Während die Dame des Hauses allmählich von dem ersten Zustand in den zweiten übergeht, werfen wir einen Blick auf das Heim. Eine möblierte Wohnung für acht Dollar die Woche. Sie war nicht gerade bettelhaft zu nennen; höchstens für jene Polizisten, die speziell auf Bettler gehetzt wurden. Unten im Hausflur war ein Briefkasten, in den nie ein Brief fiel, und ein Klingelknopf, dem keines Sterblichen Finger je ein Klingelzeichen entlocken konnte. Dazu gehörte auch eine Karte, die den Namen „Mr. James Dillingham jr." trug. Das „Dillingham" war in einer früheren Zeit der Wohlhabenheit, als der Eigentümer dreissig Dollar die Woche verdiente, hingepfeffert worden. Jetzt, da das Einkommen auf zwanzig Dollar zusammengeschrumpft war, wirkten die Buchstaben des „Dillingham" verschwommen, als trügen sie sich allen Ernstes mit dem Gedanken, sich zu einem bescheidenen und anspruchslosen D zusammenzuziehen. Aber wenn Mr. James Dillingham jr. nach Hause und oben in seine Wohnung kam, wurde er „Jim" gerufen und von Mrs. James Dillingham jr., die bereits als Della vorgestellt wurde, herzlich umarmt. Was alles sehr schön ist.

Della hörte auf zu weinen und fuhr mit der Puderquaste über ihre Wangen. Sie stand am Fenster und blickte trübselig hinaus auf eine graue Katze, die auf einem grauen Zaun in einem grauen Hinterhof spazierte. Morgen war Weihnachten, und sie hatte nur einen Dollar siebenundachtzig, um für Jim ein Geschenk zu kaufen. Monatelang hatte sie jeden Penny gespart, wo sie nur konnte, und dies war das Resultat. Zwanzig Dollar die Woche reichte nicht weit. Die Ausgaben waren größer gewesen, als sie gerechnet hatte. Das ist immer so.

Nur einen Dollar siebenundachtzig, um für Jim ein Geschenk zu kaufen. Für ihren Jim. So manche glückliche Stunde hatte sie damit verbracht, sich etwas Hübsches für ihn auszudenken. Etwas Schönes, Seltenes, Gediegenes - etwas, was annähernd der Ehre würdig war, Jim zu gehören. Zwischen den Fenstern stand ein Trumeau. Vielleicht haben Sie schon einmal einen Trumeau in einer möblierten Wohnung zu acht Dollar gesehen. Ein sehr dünner und beweglicher Mensch kann, indem er sein Spiegelbild in einer raschen Folge von Längsstreifen betrachtet, eine ziemlich genaue Vorstellung von seinem Aussehen erhalten. Della war eine schlanke Person und beherrschte diese Kunst.

Plötzlich wirbelte sie von dem Fenster fort und stand vor dem Spiegel. Ihre Augen glänzten und funkelten, aber ihr Gesicht hatte in zwanzig Sekunden die Farbe verloren. Flink löste sie ihr Haar und ließ es in voller Länge herabfallen. Zwei Dinge besaßen die James Dillinghams jr., auf die sie beide unheimlich stolz waren. Das eine war Jims goldene Uhr, die seinem Vater und davor seinem Großvater gehört hatte. Das andere war Dellas Haar. Hätte die Königin von Saba in der Wohnung jenseits des Luftschachts gelebt, dann hätte Della eines Tages ihr Haar zum Trocknen aus dem Fenster gehängt, um Ihrer Majestät Juwelen und Vorzüge im Wert herabzusetzen. Wäre König Salomo der Portier gewesen und hätte all seine Schätze im Erdgeschoss aufgehäuft, Jim hätte jedesmal seine Uhr gezückt, wenn er vorbeigegangen wäre, bloß um zu sehen, wie sich der andere vor Neid den Bart raufte. Jetzt floss also Dellas Haar wellig und glänzend an ihr herab wie ein brauner Wasserfall. Es reichte bis unter die Kniekehlen und umhüllte sie wie ein Gewand. Nervös und hastig steckte sie es wieder auf. Einen Augenblick taumelte sie und stand ganz still, während ein paar Tränen auf den abgetretenen Teppich fielen.

Die alte braune Jacke angezogen, den alten braunen Hut aufgesetzt, und mit wehenden Röcken und immer noch das helle Funkeln in den Augen, schoss sie zur Tür hinaus und lief die Treppe hinab auf die Straße. Wo sie stehenblieb, lautete das Firmenschild Mme. Sofronie. Alle Sorten Haarersatz. Della rannte die Treppe hinauf und versuchte atemschöpfend, sich zu sammeln.

Madame, groß, zu weiß und frostig, sah kaum nach „Sofronie“ aus.
„Wollen Sie mein Haar kaufen?“ fragte Della.
„Ich kaufe Haar“, sagte Madame. „Nehmen Sie den Hut ab, damit wir es einmal ansehen können.“
Der braune Wasserfall stürzte in Wellen herab.
„Zwanzig Dollar“, sagte Madame, mit kundiger Hand die Masse anhebend.
„Geben Sie nur schnell her“, sagte Della.

Oh, und die nächsten beiden Stunden trippelten auf rosigen Schwingen. Nehmen Sie es nicht so genau mit der zerhackten Metapher. Sie durchwühlte die Läden nach dem Geschenk für Jim. Schließlich fand sie es. Bestimmt war es für Jim und für niemand sonst gemacht. Keins gab es in den Läden, das diesem glich, und sie hatte in allen das Oberste zuunterst gekehrt. Es war eine Uhrkette aus Platin, einfach und edel im Dessin, die ihren Wert auf angemessene Weise durch das Material und nicht durch eine auf den Schein berechnete Verzierung offenbarte - wie es bei allen guten Dingen sein sollte. Sie war sogar der Uhr würdig. Kaum hatte sie die Kette erblickt, als sie auch schon wusste, dass sie Jim gehören müsse. Sie war wie er. Überlegene Ruhe und Wert - das passte auf beide. Einundzwanzig Dollar nahm man ihr dafür ab, und mit den siebenundachtzig Cent eilte sie nach Hause. Mit dieser Kette an der Uhr konnte Jim wirklich in jeder Gesellschaft um die Zeit besorgt sein. So großartig die Uhr war, manchmal blickte er wegen des alten Lederriemchens, das er an Stelle einer Kette benutzte, nur verstohlen nach ihr.

Als Della zu Hause angelangt war, wich ihr Rausch ein wenig der Vorsicht und der Vernunft. Sie holte ihre Brennschere heraus, zündete das Gas an und machte sich ans Werk, die Verheerungen auszubessern, die von Freigebigkeit in Verein mit Liebe angerichtet worden waren. Was stets eine gewaltige Aufgabe ist, liebe Freunde - eine Mammutaufgabe. Nach vierzig Minuten war ihr Kopf dicht mit kleinen Löckchen bedeckt, mit denen sie wundervoll aussah, wie ein schwänzender Schuljunge. Lange, sorgfältig und kritisch betrachtete sie ihr Spiegelbild.
Wenn mich Jim nicht umbringt, bevor er mich ein zweites Mal ansieht, wird er sagen, ich sehe aus wie ein Chormädel von Coney Island“, meinte sie bei sich. „Aber was - oh, was hätte ich denn mit einem Dollar siebenundachtzig anfangen sollen?“

Um sieben war der Kaffee gekocht, und die Bratpfanne stand hinten auf der Kochmaschine, heiss und bereit, die Kotelette zu braten. Jim verspätete sich nie.
Della ließ die Uhrkette in ihrer Hand verschwinden und setzte sich auf die Tischkante nahe der Tür, durch die er immer eintrat. Dann hörte sie seinen Schritt auf der Treppe, unten, auf den ersten Stufen, und wurde einen Augenblick blass. Sie hatte sich angewöhnt, wegen der einfachsten Alltäglichkeit stille kleine Gebete zu murmeln, und jetzt flüsterte sie „Bitte, lieber Gott, mach, dass er mich noch hübsch findet.“

Die Tür öffnete sich, Jim trat ein und schloss sie. Er sah mager und sehr feierlich aus. Armer Junge, er war erst zweiundzwanzig - und schon mit Familie belastet! Er brauchte einen neuen Mantel und hatte auch keine Handschuhe. Jim blieb an der Tür stehen, reglos wie ein Vorstehhund, der eine Wachtel ausgemacht hat Seine Augen waren auf Della geheftet, und ein Ausdruck lag in ihnen, den sie nicht zu deuten vermochte und der sie erschreckte. Es war weder Ärger noch Verwunderung, weder Missbilligung noch Abneigung, noch überhaupt eins der Gefühle, auf die sie sich gefasst gemacht hatte. Er starrte sie nur unverwandt an mit diesem eigentümlichen Gesichtsausdruck. Della rutschte langsam vom Tisch und ging zu ihm.

„Jim, Liebster“, rief sie, „sieh mich nicht so an. Ich hab‘ mein Haar abschneiden lassen und verkauft, weil ich Weihnachten ohne ein Geschenk für dich nicht überlebt hätte. Es wird wieder wachsen - du nimmst es nicht tragisch, nicht wahr? Ich musste es einfach tun. Mein Haar wächst

unheimlich schnell. Sag mir fröhliche Weihnachten, Jim, und lass uns glücklich sein. Du ahnst nicht, was für ein hübsches, was für ein schönes, wunderschönes Geschenk ich für dich bekommen habe."

Du hast dein Haar abgeschnitten?" fragte Jim mühsam, als könne er selbst nach schwerster geistiger Arbeit nicht an den Punkt gelangen, diese offenkundige Tatsache zu begreifen.
„Abgeschnitten und verkauft", sagte Della. „Hast du mich jetzt nicht noch ebenso lieb? Ich bin auch ohne mein Haar noch dieselbe, nicht wahr?"
Jim blickte neugierig im Zimmer umher.
„Du sagst, dein Haar ist weg?" bemerkte er mit nahezu idiotischem Gesichtsausdruck.
„Du brauchst nicht danach zu suchen", sagte Della. „Ich sag' dir doch, es ist verkauft - verkauft und weg. Heute ist Heiligabend, Jungchen. Sei nett zu mir, denn es ist ja für dich weg. Vielleicht waren die Haare auf meinem Kopf gezählt", fuhr sie mit einer jähen, feierlichen Zärtlichkeit fort, „aber nie könnte jemand meine Liebe zu dir zählen. Soll ich die Kotelette aufsetzen, Jim?"

Jim schien im Nu aus seiner Starrheit zu erwachen. Er umarmte seine Della. Wir wollen inzwischen mit diskreten Forscherblicken zehn Sekunden lang eine an sich unwichtige Sache in anderer Richtung betrachten. Acht Dollar die Woche oder eine Million im Jahr - was ist der Unterschied? Ein Mathematiker oder ein Witzbold würden uns eine falsche Antwort geben. Die Weisen brachten wertvolle Geschenke, aber dies war nicht darunter. Diese dunkle Behauptung soll später erläutert werden. Jim zog ein Päckchen aus der Manteltasche und warf es auf den Tisch.

„Täusch dich nicht über mich, Dell", sagte er. „Du darfst nicht glauben, dass es etwas wie Haare schneiden oder stutzen oder waschen mich dahin bringen könnte, mein Mädchen weniger liebzuhaben. Aber wenn du das Päckchen auspackst, wirst du sehen, warum du mich zuerst eine Weile aus der Fassung gebracht hast."

Weiße Finger rissen hurtig an der Strippe und am Papier. Und dann ein verzückter Freudenschrei, und dann - ach! - ein schnelles weibliches Hinüberwechseln zu hysterischen Tränen und Klagen, die dem Herrn des Hauses den umgehenden Einsatz aller Trostmöglichkeiten abforderten.
Denn da lagen die Kämme - die Garnitur Kämme, die Della seit langem in einem Broadway-Schaufenster angeschmachtet hatte. Wunderschöne Kämme, echt Schildpatt mit juwelenverzierten Rändern - gerade in der Schattierung, die zu dem schönen, verschwundenen Haar gepasst hätte. Es waren teure Kämme, das wusste sie, und ihr Herz hatte nach ihnen gebettelt und gebarmt, ohne die leiseste Hoffnung, sie je zu besitzen. Und nun waren sie ihr eigen; aber die Flechten, die der ersehnte Schmuck hätte zieren sollen, waren fort. Doch sie presste sie zärtlich an die Brust und war schließlich so weit, dass sie mit schwimmenden Augen und einem Lächeln aufblicken und sagen konnte:

„Mein Haar wächst so schnell, Jim!"
Und dann sprang Della auf wie ein gebranntes Kätzchen und rief: „Oh, oh!"

Jim hatte ja noch nicht sein schönes Geschenk gesehen. Ungestüm hielt sie es ihm auf der geöffneten Hand entgegen. Das leblose, kostbare Metall schien im Abglanz ihres strahlenden, brennenden Eifers zu blitzen. „Ist die nicht toll, Jim? Die ganze Stadt hab‘ ich danach abgejagt. Jetzt musst du hundertmal am Tag nachsehen, wie spät es ist. Gib mir die Uhr. Ich möchte sehen, wie sich die Kette dazu macht.“

Statt zu gehorchen, ließ er sich auf die Chaiselongue fallen, legte die Hände im Nacken zusammen und lächelte. „Dell“, sagte er, „wir wollen unsere Weihnachtsgeschenke beiseite legen und eine Weile aufheben. Sie sind zu hübsch, um sie jetzt schon in Gebrauch zu nehmen. Ich habe die Uhr verkauft, um das Geld für die Kämme zu haben. Wie wäre es, wenn du die Kotelette braten würdest?“

DieWeisen waren, wie ihr wisst, weise Männer - wunderbar weise Männer -, die dem Kind in der Krippe Geschenke brachten. Sie haben die Kunst erfunden, Weihnachtsgeschenke zu machen. Da sie weise waren, waren natürlich auch ihre Geschenke weise und hatten vielleicht den Vorzug, umgetauscht werden zu können, falls es Dubletten gab. Und hier habe ich euch nun schlecht und recht die ereignislose Geschichte von zwei törichten Kindern in einer möblierten Wohnung erzählt, die höchst unweise die größten Schätze ihres Hauses füreinander opferten. Doch mit einem letzten Wort sei den heutigen Weisen gesagt, dass diese beiden die weisesten aller Schenkenden waren. Von allen, die Geschenke geben und empfangen, sind sie die weisesten. Überall sind sie die weisesten. Sie sind die wahren Weisen.

Die beiden folgenden Texte habe ich ausgewählt, weil sie (mich) so berühren. Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern ist nach wie vor aktuell: Wie viele Kinder in Armut gibt es allein in unserem Land, wie viele auf der Welt? Sehen wir diese Ungerechtigkeit und prangern sie an? Nicht stumpf werden, das wünsche ich mir und uns allen.

Martina Foge

Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern *(von H.-C. Andersen)*

Es war so grässlich kalt; es schneite, und es begann dunkler Abend zu werden; es war auch der letzte Abend des Jahres, Silvesterabend. In dieser Kälte und in diesem Dunkel ging auf der Straße ein kleines, armes Mädchen mit bloßem Kopf und nackten Füßen; ja, sie hatte ja freilich Pantoffeln angehabt, als sie von zu Hause kam, aber was konnte das helfen? Es waren sehr große Pantoffeln, die ihre Mutter bisher benutzt hatte, so groß waren sie. Und die verlor die Kleine, als sie über die Straße weg eilte, weil zwei Wagen schrecklich schnell vorbeifuhren; der eine Pantoffel war nicht wieder zu finden, und mit dem andern lief ein Junge fort; er sagte, dass er ihn als Wiege benützen könne, wenn er selbst einmal Kinder bekäme.

Da ging nun das kleine Mädchen auf den nackten kleinen Füßen, die rot und blau vor Kälte waren; in einer alten Schürze trug sie eine Menge Schwefelhölzchen, und ein Bund davon hielt sie in der Hand; niemand hatte ihr den ganzen Tag etwas abgekauft, niemand ihr einen Pfennig geschenkt. Hungrig und erfroren ging sie und sah so elend aus, die arme Kleine. Die Schneeflocken fielen in ihr langes blondes Haar, das sich so schön um den Nacken lockte; aber an diese Pracht dachte sie nun freilich nicht. Aus allen Fenstern leuchteten die Lichter, und dann roch es so herrlich nach Gänsebraten auf der Straße; es war ja Silvesterabend. Ja, daran dachte sie!

In einem Winkel zwischen zwei Häusern, von denen das eine etwas mehr in die Straße vorsprang als das andere, da setzte sie sich hin und kauerte sich zusammen; die kleinen Beine hatte sie unter sich hinaufgezogen; aber sie fror noch mehr, und nach Hause gehen durfte sie nicht, sie hatte ja keine Schwefelhölzchen verkauft, nicht einen einzigen Pfennig bekommen, ihr Vater würde sie schlagen, und kalt war es auch zu Hause, sie hatten nur das Dach gleich über sich, und da pfiff der Wind herein, wenn auch die größten Spalten mit Stroh und Lumpen zugestopft waren. Ihre kleinen Hände waren vor Kälte beinahe ganz abgestorben. Ach, ein kleines Schwefelhölzchen konnte gut tun! Wenn sie nur ein einziges aus dem Bunde herausziehen, es an die Wand streichen und sich die Finger wärmen dürfte. Sie zog eins heraus. Ritsch, wie sprühte das, wie brannte es! Es war eine warme, helle Flamme wie ein Lichtchen, als sie die Hände darum hielt; es war ein wunderbares Lichtchen! Dem kleinen Mädchen schien es, als säße sie vor einem großen eisernen Ofen mit blanken Messingfüßen und einem messingenen Aufsatz; das Feuer brannte darin so wohltuend, es wärmte so gut.

Nein, was war das! - Die Kleine streckte schon die Füße aus, um auch diese zu erwärmen - da erlosch das Flämmchen. Der Ofen verschwand - sie saß mit einem kleinen Stumpf des abgebrannten Schwefelhölzchens in der Hand.
Ein zweites wurde angestrichen, es brannte, es leuchtete, und wo der Schein auf die Mauer fiel, wurde diese durchsichtig wie ein Schleier: sie sah gerade in die Stube hinein, wo der Tisch gedeckt stand mit einem schimmernden weißen Tuch, mit feinem Porzellan, und herrlich dampfte die gebratene Gans, mit Äpfeln und getrockneten Pflaumen gefüllt.

Und was noch prächtiger war, die Gans sprang von der Schüssel herunter und wackelte auf dem Fußboden, mit Messer und Gabel im Rücken, gerade bis zu dem armen Mädchen hin kam sie; da erlosch das Schwefelhölzchen; und es war nur noch die dicke, kalte Mauer zu sehen.

Sie zündete ein neues an. Da saß sie unter dem herrlichsten Christbaum; es war noch größer und geputzter als der, den sie durch die Glastüre bei dem reichen Kaufmann jetzt beim letzten Weihnachtsfest gesehen hatte; Tausende von Lichtern brannten auf den grünen Zweigen, und bunte Bilder, wie sie die Schaufenster schmückten, sahen auf sie herab. Die Kleine streckte beide Hände in die Höhe - da erlosch das Schwefelhölzchen; die vielen Weihnachtslichter stiegen höher und höher und höher, sie sah, es waren nun die klaren Sterne, einer davon fiel herunter und bildete einen langen Feuerstreifen am Himmel.

„Jetzt stirbt jemand!“ sagte die Kleine; denn die alte Großmutter, die einzige, die gut zu ihr gewesen, aber nun tot war, hatte gesagt: Wenn ein Stern fällt, geht eine Seele empor zu Gott. Sie strich wieder ein Schwefelhölzchen an der Mauer an, das leuchtete ringsum, und in dem Glanz stand die alte Großmutter, so klar, so schimmernd, so mild und gesegnet.

„Großmutter!“ rief die Kleine, „o, nimm mich mit! Ich weiß, du bist fort, wenn das Schwefelhölzchen ausgeht, fort, wie der warme Ofen, der herrliche Gänsebraten und der große gesegnete Weihnachtsbaum!“ - Und sie strich in Eile den ganzen Rest Schwefelhölzer an, die im Bund waren, sie wollte die Großmutter recht festhalten; und die Schwefelhölzer leuchten mit solch einem Glanz, dass es heller war als der lichte Tag. Die Großmutter war nie zuvor so schön, so groß gewesen; sie hob das kleine Mädchen auf ihren Arm, und sie flogen in Glanz und Freude so hoch, so hoch; und da war keine Kälte, kein Hunger, keine Angst - sie waren bei Gott.

Aber im Winkel am Hause saß in der kalten Morgenstunde das kleine Mädchen mit roten Wangen, mit einem Lächeln um den Mund - tot, erfroren am letzten Abend des alten Jahres. Der Neujahrsmorgen ging auf über der kleinen Leiche, die da saß mit den Schwefelhölzern, von denen ein Bund fast abgebrannt war.
Sie hat sich wärmen wollen, sagte man; niemand wusste, was sie Schönes gesehen, in welchem Glanz sie mit der alten Großmutter eingegangen war in die Neujahrsfreude.

Das Lied vom Kind das der Mutter sein letztes Brot geschenkt hat
(Auschwitz Kinderlieder)

Ich singe ein zweckloses Lied
Wenn ihr mich fragt warum
Sage ich ich weiß nicht
Vielleicht blieb ich besser stumm

Mein Lied ist für Kind
Das zehn und tausend Jahr
Alt und in Auschwitz
Noch am Leben war

Wie es hieß wo's herkam
Ich weiß es nicht
Weiß nicht wie es aussah
Es hat kein Gesicht

Ich weiß seine Mutter
Was hinter einen Zaun
An der Lagerstraße
Im Lager der Fraun

Und an manchen Tagen
Ist es geschehn
Dass das Kind geglaubt hat
Die Mutter zu sehn

Die der Tod zeichnet
Sehn alle gleich aus
Doch das Kind fand die
Mutter heraus
An einem Morgen
War Selektion
Das Kind musste sterben
Und wusste es schon
Rechts links rechts links
Zeigte die Hand
Zum Tod im Handschuh
Zeigte und verschwand

Da blieben dem Kind noch
Ein paar Stunden Leben
Bis Platz war im Ofen
Und in den Gräben
Die letzten Stunden
Hat es still verbracht
Dagehockt und an die
Mutter gedacht
Es wollte ihr schreiben
Hatte kein Papier
Keine Tinte und Feder
Da schrieb es ihr

Auf einem Stück von
Einem Sack Zement
Das hat es getragen
Als Unterhemd

Statt Tinte nahm es
Sein Blut und statt
Einer Schreibfeder
Stacheldraht

Es schrieb liebe Mutter
Ich schicke dir was
Ich nicht mehr brauche
Ich muss ins Gas

Mutter ich geb dir
Jetzt meine Hand
Zum Abschied abends
Bin ich verbrannt

Feuer mein Totenhemd
Rauch mein Grab
Ich muss sterben eh
Ich gelebt hab

Du gabst mir Leben
Sie geben mir den Tod
Ich geb dir was ich hab
Ein Stück Brot

Mutter solang du
Am Leben bist
Sollst du an mich denken
Wenn du Brot ißt

Also nimm an und iß
Meine Brotration
Ich umarm und küsse dich
Dein treuer Sohn

Frieden kann man nicht durch Krieg herstellen.
10 Jahre Krieg in Afghanistan, unzählige Tote, 17 Milliarden Euro durch die Bundesregierungn zur Finanzierung des Krieges. Stellen Sie sich/stellt euch einmal vor, was man mit 17 Milliarden Euro alles hätte aufbauen können.
Wenn man dieses Geld in Bildung, Krankenhäuser und vieles mehr, statt in Waffen gesteckt, hätte. Wie viele Menschen hätten nicht sterben müssen …

Aus diesem Grund möchte ich Ihnen/euch heute mein Lieblingsgedicht gegen den Krieg präsentieren.

Agnes Alpers

Fantasie von Übermorgen

Und als der nächste Krieg begann,
da sagten die Frauen: Nein!
Und schlossen Bruder, Sohn und Mann
fest in der Wohnung ein.

Dann zogen sie, in jedem Land,
wohl vor des Hauptmanns Haus
und hielten Stöcke in der Hand
und holten die Kerls heraus.

Sie legten jeden übers Knie,
der diesen Krieg befahl:
die Herren der Bank und Industrie,
den Minister und General.

Da brach so mancher Stock entzwei.
Und manches Großmaul schwieg.
In allen Ländern gab's Geschrei,
und nirgends gab es Krieg.

Die Frauen gingen dann wieder nach Haus,
zum Bruder und Sohn und Mann,
und sagten ihnen, der Krieg sei aus!
Die Männer starrten zum Fenster hinaus
Und sahen die Frauen nicht an….

(Erich Kästner)

Der langsame Tod *(Martha Medeiros)*

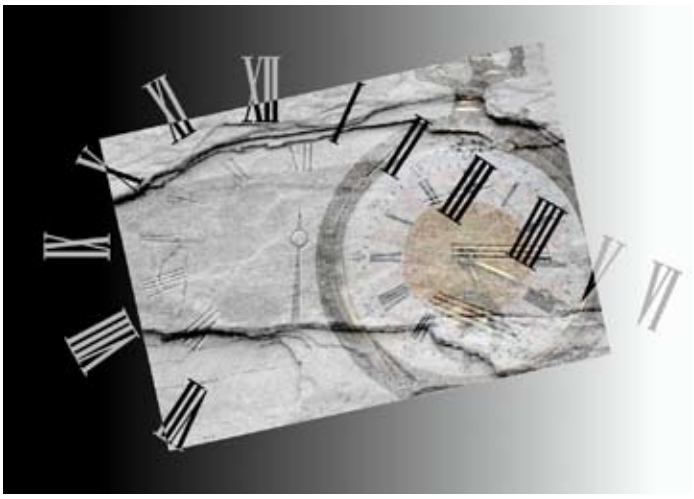
Langsam stirbt,
wer seine Ideen nicht ändert,
wer seine Rede nicht ändert,
wer eigne Widersprüche vermeidet.

Langsam stirbt,
wer Sklave seiner Gewohnheiten wird,
jeden Tag den gleichen Weg wiederholt
und die gleichen Einkäufe im Supermarkt.
Wer nicht den Rahmen verändert,
wer nicht riskiert,
sich in neue Farben zu kleiden
und mit dem nicht redet,
den er nicht kennt.

Langsam stirbt
wer den Fernseher zu seinem Guru macht
und zu seinem täglichen Partner,
die den gesamten Raum seines Lebens einnehmen.
Viele können kein Buch kaufen
oder eine Eintrittskarte fürs Kino
und trotzdem entfremden sie sich,
mehr als sie müssen,
vor einer Bildröhre,
die Information und Unterhaltung bringt,
sogar mit kaum 14 Zoll.

Langsam stirbt,
wer die Leidenschaft vermeidet,
wer das Schwarze dem Weißen vorzieht,
das Tüpfelchen auf dem „i“
dem Strudel unbändiger Emotionen –
jenen, die den Glanz der Augen erretten,
Lächeln und Schluchzer,
und dem Herzen das Schwanken,
die Gefühle.

Langsam stirbt,
wer nicht den Tisch umkippt,
wenn er unglücklich bei der Arbeit ist,
wer nicht, einem Traum folgend,
das Sichere fürs Unsichere aufs Spiel setzt,
wer sich nicht einmal im Leben gestattet,
vor besonnenen Ratschlägen zu fliehen.



Langsam stirbt,
wer nicht reist,
wer nicht liest,
wer keine Musik hört,
wer keine Gnade für sich selbst findet.
Langsam stirbt,
wer sein Selbstbewusstsein zerstört.
Es kann Depression sein,
eine ernsthafte Krankheit,
die professionelle Hilfe verlangt.
Dann stirbt der jeden Tag,
der sich nicht helfen lässt.

Langsam stirbt,
wer nicht arbeitet und nicht studiert.
Meist ist dies keine Option
Sondern wirkliches Schicksal:
Dann kann unterlassne Regierung
einen großen Teil der Bevölkerung
langsam sterben lassen.

Langsam stirbt,
wer die Tage mit Klagen über sein Unglück verbringt
oder den unaufhörlichen Regen,
wer ein Projekt aufgibt,
ohne es begonnen zu haben,
nach einer Sache nicht fragt, die er nicht kennt,
und der nicht antwortet,
wenn man nach dem fragt,
was er weiß.

Viele Menschen sterben langsam,
diesen unangenehmsten, heimtückischsten Tod.
Doch wenn sie der Wahrheit sich nähern
sind sie schon aus der Übung,
die verbleibende kurze Zeit zu durchforschen.
Wo morgen sich zu sehr verzögert,
um unser Tag zu sein.
Wo wir kein jähes Ende vermeiden können,
wäre zumindest der Tod
in kleinen Raten vermeidbar,
uns immer wieder erinnernd,
dass lebendig zu sein größere Anstrengung fordert,
als nur einfach zu atmen.

Übersetzung: Wolfgang Jantzen[1]

[1] Anmerkung des Übersetzers: Das Gedicht existiert im in zwei unterschiedlichen, gekürzten. z.T um zusätzliche Sätze erweiterten spanischen Übersetzungen und wurde im Internet fälschlicherweise Pablo Neruda zugeschrieben. Es stammt von der Brasilianerin Martha Medeiros und wurde im Jahr 2000 erstmals veröffentlicht. Die deutschen Übersetzungen folgen unkritisch meist der längeren der beiden spanischen. Unter deren Nutzung habe ich unter Rückgriff auf das portugiesische Original den Text neu übersetzt.

Rezepte zu Weihnachten:

Glühwein

1 Flasche Rotwein mit 3 EL Zucker erhitzen, aber nicht kochen.
1/2 Zimtstange
3 Nelken
1/4 Vanillestange und
1 in Scheiben geschnittene, unbehandelte Zitrone

15 Minuten darin ziehen lassen. Vor dem Servieren die Gewürze entfernen. 2 Weingläser erwärmten Arrak zugeben. Es dürfen auch Weinbrand oder Cognac sein.

Bratäpfel

Zutaten:

4 große, aromatische Äpfel,
75 g Marzipanrohmasse,
1 Messerspitze Zimt,
3 Esslöffel Sahne, 4 Kugeln Vanilleeis

Zubereitung:

Den Backofen auf 180° vorheizen. Die Äpfel waschen und trocken tupfen und das Kerngehäuse mit einem Apfelausstecher herausschneiden. Die Marzipanrohmasse mit dem Zimt und der Sahne verquirlen und die Äpfel damit füllen. Die Bratäpfel in die Auflaufform setzen und in den Ofen (Mitte, Umluft bei 160°) ca. 30 Minuten backen.

Warm mit einer Kugel Vanilleeis servieren.

Quellenangaben:

Andersen, Hans Christian: Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern. In: Die schönsten Märchen von gestern und heute. Hamburg. 2005. S. 12-16
Auschwitz Kinderlieder: Das Lied vom Kind das der Mutter sein letztes Brot geschenkt hat. Autor unbekannt. Bremen.1999.
Brecht, Berthold: Das Paket des lieben Gottes. In: Brecht, Berthold: Ausgewählte Werke in sechs Bänden – Bd.5. Frankfurt/Main. 1997. S. 312-315.
Hikmet, Nazim: Das kleine Mädchen. In: Sie haben Angst vor unseren Liedern. Hrsg.: Türkischer Akademiker und Künstlerverein, Berlin1977, S. 241
Kästner, Erich: Weihnachtslied, chemisch gereinigt. In: Kästner, Erich: Werke. Zeitgenossen, haufenweise. Gedichte. S. 49/50.
Kästner, Erich: Fantasie von Übermorgen. In: Kästner, Erich: Werke. Zeitgenossen, haufenweise. Gedichte. S. 72/73
Medeiros, Martha: Der langsame Tod.Übersetzt von Wolfgang Jantzen
Richter, Jutta: Weihnachten. In: Deutschlandfunk. Lyrikkalender 2010. Gedicht des Tages, 24.12.2010. Heidelberg. 2009.
Tucholsky, Kurt: Einkäufe. In: Tucholsky, Kurt: Gesammelte Werke Bd.1- 1907-1924. Frankfurt/ Main. 2005. S. 548 f.

Leiten sie unseren Newsletter gerne an FreundInnen, KollegInnen und andere Interssierte weiter. Wenn Sie unseren Newsletter abonnieren möchten, wenden Sie sich bitte an unser Wahlkreisbüro E-Mail: agnes.alpers@wk.bundestag.de (Dr. Rudolf Kossolapow)

Liebe LeserInnen, bisher sind folgende Newsletter erschienen, die Sie unter meiner Homepage **http://www.agnes-alpers.de/medien/newsletter.html** nachlesen können:

Agnes Alpers Aktuell Newsletter Ausgabe 1

Die erste Ausgabe legt den Schwerpunkt auf 20 Jahre Wiedervereinigung, gibt aber auch einen kleinen Einblick über meinen Arbeitsablauf im Bundestag. Zusätzlich berichten wir über die Veränderung der Regelsätze für Hartz IV durch die Bundesregierung.

Agnes Alpers Aktuell Newsletter Ausgabe 2

Titelthema: Ausverkauf des Sozialstaates - Die Kürzungen beim sogenannten „Sparpaket“ der Bundesregierung. Anhand von Beispielen zeigen wir auf, wie sich die Kürzungen aufdie Betroffenen, insbesondere auf Hartz -IV-EmpfängerInnen auswirken.

Agnes Alpers Aktuell Newsletter Ausgabe 3

Titelthema: Obdachlosigkeit. Das bedeutet: „Wind und Wetter ausgesetzt zu sein, Hunger zu haben, um Almosen bitten zu müssen, keinen sicheren Schlafplatz, kein Zimmer und keine Privatsphäre zu haben, sich in Angst und Unsicherheit vor Übergriffen zu befinden ...

Agnes Alpers Aktuell Newsletter Ausgabe 4

Titelthema: Kein Raum für Neonazis. Als wir diese Ausgabe unseres Newsletters planten, wussten wir, dass Nazis versuchen würden, am 1. Mai durch Bremen zu marschieren. Uns war klar: Das darf nicht geschehen! Deshalb haben wir uns entschieden, den Schwerpunkt dieses Newsletters auf die Gefahren des Neofaschismus zu legen....

Agnes Alpers Aktuell Newsletter Ausgabe 5

Titelthema: Das Bildungs- und Teilhabepaket
Seit dem ersten April ist das Teilhabe- und Bildungspaket in Kraft. Es soll Kindern und Jugendlichen Möglichkeit bieten, gleichberechtigt an Bildung und am sozialen und kulturellen Leben teilzunehmen. Das finde ich gut! Aber ist das wirklich so?

Agnes Alpers Aktuell Newsletter Ausgabe 6

Titelthema: Behinderungen im Alltag
Nach der UN-Konvention, die auch die Bundesrepublik Deutschland ratifiziert hat, ist jede Diskriminierung von Menschen mit Behinderung zu beseitigen und ein gleichberechtigtes Leben zu gewährleisten. Wie aber sieht der Alltag aus, welche „Stolpersteine“ haben Menschen mit Behinderungen zu überwinden, um gleichberechtigt am Leben teilhaben zu können?

Martina Foge nach Vorlage von P. Picasso: La paix et la guerre.

In eigener Sache:

Liebe Leserinnen, lieber Leser,

der Newsletter Agnes Alpers Aktuell geht per Email über einen im Aufbau befindlichen Verteiler. Es ist daher nicht ausgeschlossen, dass Sie den Newsletter Agnes Alpers Aktuell doppelt erhalten. Sollte Ihnen der Newsletter doppelt zugegangen sein, bitten wir Sie um eine entsprechende Benachrichtigung. Gleiches bitte auch, wenn Sie Agnes Alpers Aktuell zukünftig nicht mehr erhalten möchten.

Herzlichen Gruß, Ihre Newsletterredaktion

Impressum:

Redaktion: Agnes Alpers, Martina Foge, Florian Grams, Rudolf Kossolapow
Layout: Rudolf Kossolapow
Bildnachweis: S.1: M. Foge, S. 2: Ruth Rudolph-pixelio.de, S. 4: Memorial Park, S. 6: Rike-pixelio.de, S. 7: wapedia mobi.de, S. 8: digital journal, S. 9: Kipseline-pixelio.de, S.10: S. Media pixelio.de S.11: com/photo de, S. 13 haarundkamm. ch, S. 14: R. Kossolapow, S. 15: Kennz-pixelio.de, S.17: Maren Beßler-pixelio.de, S. 18 und 22: Stephanie Hofschläger-pixelio.de, S. 19: Pambieni-pixelio.de, S. 20: R. Kossolapow, S. 21: F. Grams, S. 24: M. Foge

Anschrift: Wahlkreisbüro Doventorstr 2, 28195 Bremen
Tel. 0421 - 16 53 974, Fax 0421 - 17 83 980
Kontaktmail: agnes.alpers@wk.bundestag.de
Herausgeberin und V.i.S.d.P.: Agnes Alpers